Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **18 (1936)**

Heft 53

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 31. Dezember 1936. Erscheint jeden Freitag 18. Jahrgang Nr. 53

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Die Grabstätte der Charlotte von Stein
Appell an die Frauen
Eva, wo bist Du?

Das Ausland im Jahre 1936

Kolonialkrieg, Sanktionen, Aufrüstung, Bürgerkrieg und eine ständig steigende Kriegsangst kennzeichnen das verflossene Jahr!

Zu Beginn desselben steht **Italien** noch im Krieg mit Abessinien. Die wirtschaftlichen Sanktionen der Völkerbundsstaaten, der Friedensappell des 13er-Komitees und die fortgesetzten Friedensbemühungen des Völkerbundes blieben ohne Erfolg. Badoglio siegte bei Makalle, die italienischen Truppen nahmen anfangs Mai die Hauptstadt Addis Abeba. Der Völkerbund und Europa standen vor der „realen Tatsache" der Eroberung. Auf den 15. Juli wurden die Sanktionen von der Völkerbundsversammlung aufgehoben und heute haben die wichtigsten Staaten, darunter vor allem Frankreich und England, die Oberhoheit Italiens über Abessinien durch Umwandlung ihrer Gesandtschaften in bloße Konsulate anerkannt.

Unterdessen zog über Europa ein neues Gewitter herauf. In **Spanien** siegte bei den Wahlen in die Cortes die „rote" Volksfront — krente popular — der vereinigten Linksparteien über die bürgerlich-klerikale-konservative „Nationale Aktion". Ermordung von Priestern, Mönchen und Nonnen, Verbrennung von Kirchen und Klöstern begleiteten den Wahlsieg des Volkes, bis vollends die Ermordung des konservativen Führers Calvo Sotelo das Signal zum Aufstand der Generäle und der Armee gegen die Regierung gab. Diese antwortete mit der Bewaffnung des Volkes und so brach der Bürgerkrieg aus. Er wurde vom Ausland teils nur moralisch, teils effektiv durch Sendung von Waffen, Munition und Freiwilligen unterstützt, die Linksregierung durch Rußland, und unter der Hand sogar durch Frankreich, die Partei Francos vor allem durch Italien, Deutschland und Portugal. Die Gefahr, daß der Funke auf Europa überspringen und einen „heiligen Krieg der Ideologien" heraufbeschwören könnte, war groß. Frankreich und England gelang es, die Neutralität aller Staaten, auch diejenige Rußlands zu bewirken. Das Londoner Nichteinmischungskomitee überwacht — mehr oder weniger — das Funktionieren dieser Nichtintervention. Bis heute konnte die Gefahr der Ausbreitung des spanischen Bürgerkrieges vermieden werden, beschworen aber ist sie noch immer nicht. Italien und Deutschland senden Tausende und Tausende von „Freiwilligen" nach Spanien (wohl nicht nur aus lauter ideologischen Motiven, sondern auch um sehr reaker Vorteile willen). Eben haben Frankreich und England in Rom, Berlin, Lissabon und Moskau eindringliche Vorstellungen erhoben, diesem Freiwilligenzustrom ein Ende zu setzen, ja Frankreich drohte, sonst seine Nichtintervention einer Revision zu unterziehen. Unterdessen blutet das unglückliche Spanien aus den tausend und tausend Wunden seines grausamen und unmenschlichen Bürgerkrieges, der heute nach sechs Monaten noch immer kein Ende finden kann.

Wie in Spanien hatte auch in **Frankreich** im Laufe des Jahres der Sozialismus die Oberhand gewonnen. Nach den Kammerwahlen im Mai, die den in der „Volksfront" vereinigten Radikalen, Sozialisten und Kommunisten eine glänzende Mehrheit brachten, erlebte Frankreich sein erstes sozialistisches Kabinett mit dem Sozialistenführer Léon Blum als Ministerpräsident. Die „Umstellung" erfolgte jedoch nicht ohne Erschütterungen, eine Streikwelle größten Ausmaßes ging über Frankreichs Industrie dahin, Fabrikbesetzungen gegenüber war die Regierung allzu duldsam, wenn nicht geradezu ohnmächtig. Auch die Frankenabwertung konnte sie nicht umgehen. Außenpolitisch arbeitet Frankreich allerdings mehr und enger denn je mit England zusammen: in der Sanktionenfront gegen Italien, in der Nichteinmischungskommission, es besitzt die Zusicherung Englands zu gegenseitiger militärischer Hilfe, aber zu erhöhter Sicherheit schloß es noch unter Flandin den französisch-russischen Hilfspakt.

Diesen, gegen den es schon von Anbeginn an protestierte, nahm dann **Deutschland** im März dieses Jahres zum Vorwand, den Locarnopakt zu kündigen und gleichzeitig seine Truppen in die entmilitarisierte Rheinlandzone einmarschieren zu lassen. Verständlich, daß vor allem Frankreich über diesen neuerlichen Vertragsbruch, der umso schwerwiegender war, als es sich diesmal um einen freiwillig eingegangenen Vertrag handelte, in starke Erregung geriet. Der Appell an die Waffen, zu dem Frankreich ohne Zweifel berechtigt gewesen wäre, wurde zwar glücklich vermieden, allein alle Bemühungen Englands und Frankreichs um ein neues Locarno blieben bis heute erfolglos, ein Umstand, der die beiden Staaten nur umso enger zusammenschloß. Dies namentlich auch angesichts der deutsch-italienischen Annäherung, der im Juli dieses Jahres erfolgten Versöhnung mit Oesterreich, der neuerlichen einseitigen Aufhebung der internationalen Schiffahrtsakte, der Anerkennung der Regierung Franco und schließlich des angeblich gegen den Kommunismus gerichteten Abkommens mit Japan.

Der **Kommunismus**, in **Rußland** verkörpert, hat dort auch seinen unsählges Heer wohlausgebildeter Soldaten. Stalin gab dem Lande das Schauspiel des Trotzkistenprozesses, endend mit der Hinrichtung von 13 ehemaligen engsten Mitarbeitern Lenins, er gab ihm die „demokratischte" Verfassung der Welt, welche die Diktatur des Proletariats unter der Herrschaft der Parteisekretäre beibehält.

Demgegenüber ist das Wahlergebnis in den **Vereinigten Staaten** hocherfreulich. Es sichert unter dem gleichen demokratischen Präsidenten Roosevelt die Fortsetzung der New Deal-Wirtschaft. Amerika rüstet auf, aber mit Maß, es lockert die Handelsschranken, während in Europa die Großen und Kleinen nur Rüstungen und Autarkie fördern und verwirklichen.

Mit **England** hätten wir ebenso gut beginnen als nun jetzt schließen können, ist doch das britische Reich durch seine freiheitliche und friedenfördernde Politik eine Angel der Welt. Es hatte dies Jahr dynastische Sorgen. Edward VIII., als Nachfolger des am 20. Januar verstorbenen Königs Georg V. stürmisch begrüßt, enttäuschte sein Volk nach noch nicht einjähriger Regierung durch seine Abdankung, weil er die Liebe zu einer Frau der Liebe zu seinen Untertanen vorzog. Im Völkerbund, im Nichteinmischungskomitee, in seinen Bemühungen zur Wiedergewinnung Deutschlands und Italiens für die europäischen Interessen ist England ein Hort des Friedens. Wir wollen Edens Zuversicht teilen, wie sie aus seinen kürzlichen Worten klingen, mit denen er das Unterhaus in die Weihnachtsferien entließ: Am Ende eines sehr schweren Jahres stehend, in dem die Schwierigkeiten nach allen Seiten hin wuchsen, möchte ich nicht, daß das Parlament in einer durch keinen Lichtstrahl gemilderten trostlosen Stimmung in die Weihnachtsferien ginge. ...Ich möchte die Schwierigkeiten nicht verkleinern, aber ich betrachte die Lage auch nicht als hoffnungslos."

Bundeshaushalt und Familienhaushalt

Der eidgenössische Voranschlag für das Jahr 1937 weist einen Fehlbetrag von über 40 Millionen Franken auf, wobei noch einige Ausgaben nicht gebucht sind, deren Höhe bei den gegenwärtigen schwankenden Geldkursen nicht genau bestimmt werden können. Die Angriffe des Nationalrates gegen diesen Voranschlag scheinen nicht gerechtfertigt, da die Ausgaben, insbesondere die Subventionen und die Löhne des Bundespersonals ja auf seine Beschlüsse zurückzuführen sind, und da es anderseits nicht in der Macht des Bundesrates zu stehen scheint, gegen den Widerstand der organisierten Produzenten neue Einnahmequellen zu erschließen — nicht einmal eine erhöhte Biersteuer! — Da die Finanzlage des Weltmarktes seit den Abwertungen noch nicht stabilisiert ist, so blieb der Bundesversammlung nichts anderes übrig, als den Voranschlag provisorisch, d. h. bis zur Frühjahrssession 1937, anzuerkennen, mit dem Auftrage an den Bundesrat, in drei Monaten ein ausgeglichenes Budget vorzulegen.

Was nun den Einfluß der Finanzmaßnahmen des Bundes auf unsere

Haushaltungskassen

betrifft, so hatte der Bundesrat am 26. September versichert, daß die Frankenabwertung den Lebensindex nicht wesentlich erhöhen würde — die Experten sprechen von einer allgemeinen Verteuerung von 5—7 Prozent, — und daß die Preise durch Oeffnung der Grenzen und durch Herabsetzung von Einfuhrzöllen am Steigen verhindert werden sollten. Für den Innenmarkt solle übrigens der Franken Franken bleiben.

Strenge Vorschriften haben seitdem den Handel gezwungen, sich an diese Grundsätze zu halten. Jetzt aber, wo die alten Vorräte erschöpft sind, fängt die Abwertung an, sich geltend zu machen. Hüten wir uns jedoch vor zu starker Verallgemeinerung und aus Einzelbeispielen auf die gesamte Lebenshaltung zu schließen: der heutige mittlere Lebensindex verglichen mit dem Lebensindex der vorigen Monate kann uns allein ein getreues Bild geben. Hausfrauen, welche regelmäßig über ihre Ausgaben Buch führen, werden sich ihren Monatsindex leicht herausdividieren können!

Gewisse Merkmale einer Lebensverteuerung sind aber heute gewiß vorhanden, und da wir Hausfrauen keine Vertretung in der eidgenössischen Preiskontrollkommission haben, ist es notwendig, daß wir persönlich eine genaue Preiskontrolle durchführen. Es seien zur Erläuterung nur einige Beispiele aus unserem täglichen Bedarfsartikeln erwähnt.

Die Milch

sollte, als rein schweizerisches Produkt, keine wesentliche Preissteigerung durch die Abwertung erfahren. Und doch kündet uns der Milchproduzentenverband die Notwendigkeit einer Erhöhung des Milchpreises um 2 Rp. per Liter an, was einer Steigerung von 6¼ Prozent gleichkäme. Selbstverständlich müßten mit dem Milchpreise auch die Milchprodukte, wie Butter und Käse, eine Steigerung erfahren. Da die Bundeskasse nicht in der Lage sein wird, diese Differenz zu tragen, so fragen wir uns nicht ohne Sorge, ob der Bundesrat den Forderungen der stark organisierten Produzenten wird standhalten können. Sollte es nicht möglich sein, dem Produzenten den Preisaufschlag zu gewähren und dafür die gewaltigen Kosten der Verbandsorganisationen herabzusetzen?!

Für den Kaffee

fällt leider die Verteuerung durch die Abwertung mit einer Erhöhung des Weltmarktpreises zusammen, so daß wir je nach der Qualität mit einem Aufschlag von 25 bis 35 Prozent rechnen müssen. Trotzdem hat es der Bundesrat in seiner Sitzung vom 24. November nicht für nötig besunden, den Kaffeezoll, der insgesamt Fr. 52.— auf 100 Kg. ausmacht, herabzusetzen! Ist wohl Kaffee ein Luxusartikel?

Durch vollständigeres Ausmahlen des Getreides soll eine Erhöhung des

Brotpreises

vermieden werden. Demnach wird ab 1. Januar ein „Volksbrot" zum gleichen Preise als bisher in den Handel gebracht und nur feinere Brot- und Mehlarten werden vom Preisaufschlage betroffen.

Olivenöl

beziehen wir in der Hauptsache aus Ländern, die wie die Schweiz „abgewertet" haben. Der Einfuhrzoll auf Oel ist auch in gewissem Maße erniedrigt worden. Dafür ist aber der Weltmarktpreis auf Oel vom Monat Juni bis heute nahezu verdoppelt worden, so daß eine Preissteigerung unvermeidlich wird. Die Mitteilung des Bundesrates schließt mit der Bemerkung, daß man eben andere Oele verwenden soll, wenn man das teure Olivenöl nicht zahlen will! Wir hoffen nur, daß die anderen Oelsorten infolge vermehrter Nachfrage nicht ebenfalls eine Steigerung erfahren.

Ein Lichtblick bleibt uns aber vorderhand: der

Benzinpreis

wird nicht erhöht, weil der Bundesrat den Einfuhrzoll von 18 auf 16,5 Rp. per Liter herabgesetzt hat. Sollte wohl diese Maßnahme dem Druck der mächtigen interessierten Organisationen zu verdanken sein? Wir Hausfrauen können uns übrigens darüber freuen, denn ein erhöhter Benzinpreis treibt durch größere Auto-Transportkosten auch die Lebensmittelpreise in die Höhe.

Insgesamt können wir feststellen, daß sich heute drei verschiedene Standpunkte einander gegenübertreten: der Standpunkt der Bundeskasse, die nach einem ausgeglichenen Budget streben muß, um den Staat zu stützen und dem Volke neue Steuern zu ersparen; der Standpunkt der Volkswirtschaft, die sich aus der Periode der Subventionen herausarbeiten und wieder selbständig werden muß, indem Produktion und Handel ihren angemessenen Erwerb beziehen; und endlich der Standpunkt der Hausfrauen, für die ein unausgeglichenes Budget Verschuldung bedeuten kann, und die sich bei jeder Preissteigerung sorgenvoll fragen müssen, wie sie mit vermindertem Einkommen ihre Familie noch werden versorgen können! Da die Hausfrauen aber mehrheitlich nicht zusammengeschlossen sind und da sie kein Mitspracherecht besitzen, so haben ihre Forderungen meist nur wenig Einfluß. Wir können nur hoffen, daß der Bundesrat eine wesentliche Erhöhung des Lebensmittelindex bekämpfen wird, damit die Eidgenossenschaft nicht der Vorteile der Abwertung durch neue Lohnerhöhungen des Bundespersonals wieder verlustig geht.

Jedenfalls sollten die hauswirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen wir heute kämpfen, unter uns Frauen ein festeres Band knüpfen, und uns allen eine direkte und wirksame Vertretung in eidgenössischen und kantonalen Verwaltungen wünschen lassen, deren Beschlüsse unsere Haushaltungskassen so verhängnisvoll beeinflussen.

A. L.

Das Schicksal bejahen heißt keineswegs, die gerade jetzt vorhandene Gestalt der Dinge für endgültig ansehen. Wir sind nicht dazu berufen, uns behaglich auf das Stühlchen zu setzen und zufrieden dem Weltlauf zuzugucken. Das Schicksal ist nichts Fertiges sondern ein unaufhörlich Werdendes. Darum bedeutet es für uns Arbeitsgelegenheit und Kampfesauftrag.

Geyer.

Zum neuen Jahr

Es neigt sich das Jahr, ein neues beginnt.
Was wissen wir von der Zeit?
Was ist ein Tag, der bald verrinnt?
Schon Morgen versunken in Ewigkeit.

Wo sind die Tage seit Adams Zeiten?
In welchem Schoße aufgespart?
Wo sind die Stunden der Seligkeiten?
Wer hat den Augenblick bewahrt?

Wer hält dir diese letzte Stunde?
Wer gibt ihr Kostbarkeit unnd Sinn?
Sie kam geweht von Gottes Munde.
Zu Ihm drängt sie sich wieder hin.

Hörst du vom Turm die Glocken hallen?
Sie läuten ein das junge Jahr.
Mein Herz, laß alle Sorge fallen:
Gott bleibt getreu und wunderbar.

Emmy Hennings.

Altjahr im Walde

Hart und stumpf klingt nun der Schritt auf dem moorigen Grund unterm tiefen Schnee, wo sonst die singenden Wasser quirlen und glucksen rings um den einsamen Stein auf der Hügelhöhe. Sonst stand er inmitten ragender Halme und blauer Blumen, umklungen vom Kuckuksruf, überschwebt von schneeigen Wolken, umsäuselt vom Epenstrauch, in dem alle Lieder, Gedanken und Träume lebendig werden, wenn man in der Sonne auf dem warmen Steine sitzt und über den Hügelrand zu dem blauen Bergsaum hinüberschaut. Nun ragt er schwarz und einsam neben dem toten Busch, wie etwas liebes Gestorbenes, an dem man schon vorübergeht. Zwar wird der Frühling wieder ihn umgrünen, der Sommer ihm seine Blumen hinhalten, der Herbst ihn umrauschen mit seinem Gold. Doch leise, leise wird er Jahr um Jahr ein bißchen tiefer in den Grund versinken mit allen seinen Runen, tiefer und tiefer, wie alle Male in der Erde und im Herzen der Menschen versinken.

Der steile Waldweg ist jetzt viel heller als im Sommer, wo er stets mit magischen Schatten mich umfing. Dunkel und hart ragen die Stämme aus dem weißen Grunde, und in ihrem Geäst, verloren und armselig wie die paar dürren Blättchen, die noch an Buchenzweigen hangen, sitzen kleine, gefiederte Vöglein, manchmal eins sich regend, daß ein leises Knacken laut wird, manchmal eines verloren singend, wie wenn es unterm kargen Strahl der Wintersonne, die es flüchtig liebkost, träumte vom fernen Frühling.

In Bündeln und Haufen liegen Stämmchen und Reisig am Wege, daß ich ihn kaum mehr erkenne. Wollen sie mir den verborgenen Pfad weiten und zerstören? Doch siehe, er weist noch schmal und steil zwischen zwei Bodenfalten im Dickicht aufwärts. Die alten Meilensteine sind hart und dunkel, die jommers so modergrün sind und so viel zu sagen wissen. Wie ist der Schnee doch stumpf und traurig, wo ihn die Sonne nicht bescheint! Alles, was in grüner Dämmerung Gesicht und Sprache hat, mocht er arm und wesenlos. In der kalten Helligkeit, die wie die Nüchternheit des Verstandes die Stimmung der Seele tötet, ohne Licht zu spenden, sehe ich zur Rechten und Linken an Stämmen und Stämmchen helle Male blinken. Wo die Rinde abgeschält ist, lese ich Zahlen. Ist es bloß ein seltsamer Zufall, daß sie zusammenstimmen mit den kommenden Jahrzahlen? Sie sind gezeichnet und müssen fallen, dieses schwanke junge, jenes kräftigere Stämmchen. Ich sehe den Sinn nicht ein, weiß nur, daß dies wohl ein Wald ist, der unnütz ist in den Augen der Menschen. Es ist hier immer dunkel und eigentlich nie recht grün, der Boden immer weich von Nadeln und mit Föhrenzäpfchen überstät. Aber es ist ein so schöner Weg, denn er hat immer ein lichtes Ziel. Und ich und die Hasen und Rehe, wir freuen uns immer wieder, wenn wir zwischen den letzten Stämmchen unter niederhangendem Gezweig wie durch eine Märchenpforte hinausschlüpfen auf die lichte Elsenwiese, vor deren einsamer Schönheit und Stille man einen Augenblick beglückt und andächtig stehen muß, ehe man sie betritt, sie sei nun vom Frühlingsschimmer übergossen, von zitternder Sommerluft erfüllt oder mit sonneglänzendem Schnee bedeckt. So wird der Pfad nun doch breiter werden, der schmale Weg zum Glück. Und ihr Stämme, die ihr gezeichnet seid, müßt alle fallen. Wer wählt und zeichnet euch, wenige unter vielen? Ich kenne euch nicht alle, wie ihr so dasteht an dem vertrauten Wege, aber jede Lücke wird mir wehtun, und jeder, der fehlt, wird mir fehlen. Ihr werdet nicht mehr am Wege stehen, wenn er vom Tau des Frühlings überrieselt ist, wenn die Sommersonne den Harzduft aus ihm lockt, wenn im Herbst die bunten Pilze ihn umschimmern. Welche von den Stämmen im Menschenwald, rank und schlank, mit vollen, reichen Jahrringen oder müd und morsch, werden nicht mehr an unserm Wege stehen, wenn die Sonne des neuen Jahres ihn bescheint? Welche sind gezeichnet und von welcher Hand?

Da stehen schon die Tännchen vor dem Ausgang unter schwerem, aber fröhlich getragenem Schneedach, und die strahlende Sonne will die Altjahrsgedanken verscheuchen, die über dem dunklen Pfade spuken. Gleißend liegt die liebe Wiese da, unter der alle meine wilden Blumen schlafen. Um den Stamm der einsamen Tanne in ihrer Mitte aber ist's goldig braun und frühlingswarm. In ihrer Hut atme ich die reine Winterluft und ahne die balsamischen Düfte vergangener und künftiger Sommer; lausche ich auf die tiefe sonnige Winterstille, die noch von keinem schwirrenden Flügel durchzittert ist, in die nur dann und wann das leise leise Tröpfeln eines tauenden Zweigleins klingt. Das ist die Stille, die wir immer vernehmen, wenn wir an das große, dunkle Unbekannte Fragen richten.

Aber Stille ziemt uns besser als Wissen.

Marta Weber.

Das Kind tritt ein

Von Ruth Waldstetter.

Es war ein trüber, feuchter Neujahrsabend. Ein Eisenbahnzug schlich durch das neblige Gelände der Stadt zu. Er wand sich von einem kleinen Stationshaus zum andern, bremste polternd und zog quietschend an. Wenn die Türen sich öffneten, quoll feuchtkalte Luft in die überhitzten Abteile. Die Reisenden saßen dumpf und schläfrig auf ihren Drittklaßbänken, obwohl es erst neun Uhr abends war. Die Gesichter drückten jene Mischung von Müdigkeit, Sattheit und Ueberdruß aus, die am Ende von Festtagen oder Festwochen und am Vorabend des Alltagbeginns die Menschen überkommt. Man hatte die vier Feiertage der Weihnachts-Neu-

Die Grabstätte der Charlotte von Stein

Zu ihrem 110. Todestage, 6. Januar 1937.

Es gibt Versprechen, deren Inhalt sich überlebt, für welche eine Zeit kommt, wo auch für die gewissenhaftesten, verläßlichsten Menschen keine moralische Verpflichtung mehr besteht, ein zugesagtes Geheimnis länger zu wahren, weil ein Menschenalter darüber in den Schoß der Ewigkeit versunken und alles was damit zusammenhing, in die Geschichte eingegangen ist. Das trifft für nachstehend geschildertes Erlebnis zu, welches ein Menschenalter zurück liegt, in dem sich in der Welt, vor allem in Deutschland, tiefgreifende Wandlungen vollzogen. Es betrifft die Wiederherstellung der Grabstätte von Charlotte von Stein und wird besonders Frauen interessieren, weil es charakteristisch ist für die Einstellung von Frauen gewisser Kreise des Adelsstandes zum Freundschaftsverhältnis von Goethe und Charlotte von Stein; charakteristisch aber auch für das Verhalten der Männer dieser Kreise zur Frauenbewegung noch zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Damals brachten deutsche Tageszeitungen eine kurze, von ehrlicher Entrüstung eingegebene Mitteilung, daß das Grab von Charlotte von Stein — der Frau, die so tief nachhaltigen Einfluß auf die menschliche Entwicklung Goethes hatte — auf dem alten Friedhofe in Weimar sich in trostloser Verwahrlosung befände, der sofortigen Pflege bedürfe, um nicht völliger Vernichtung anheim zu fallen. Die Mitteilung war unterzeichnet: „Eine deutsche Frau".

Eine Kameradin und ich beschlossen sofort, uns für eine Instandsetzung des Grabes einzusetzen und erließen zu dem Zwecke einen Aufruf in uns zugänglichen Frauenzeitungen. Er geißelte scharf den unerhörten Mangel an Pietät und schloß mit einem Appell an die Frauenwelt, die erforderlichen Geldmittel zur Instandhaltung des Grabes von Charlotte von Stein zusammen zu bringen.

Sehr bald war eine beträchtliche Summe gezeichnet. Die vielen kleinen Beiträge, häufig nur 50 Pfennig, zeigten, in welcher wirtschaftlichen Abhängigkeit weite Frauenkreise in Deutschland sich damals befanden, aber auch, wie sehr sie sich innerlich der Kulturwelt Alt-Weimars verbunden fühlten.

Unser Appell hatte einen weiteren Erfolg. Dr. Scheidemantel, der in Weimar lebte, schrieb ganz beglückt über unser Vorgehen und bot uns als Kenner der Weimarer Verhältnisse seine Hilfe an. Gleichzeitig teilte er uns mit, daß wir sowohl bei den Behörden der Friedhofverwaltung, wie den noch lebenden Nachkommen von Charlotte von Stein auf starke Opposition stoßen würden.

Hindernisse sind dazu da, um überwunden zu werden: sie konnten uns nicht schrecken. Ich fuhr nach Weimar, fand die angebliche Grabstätte von Charlotte von Stein nicht nur völlig verwahrlost, sondern fand, daß der Grabstein, welchen man den Besuchern zeigte, gar nicht die Stelle bezeichnete, wo Charlotte von Stein am 6. Januar 1827 beigesetzt worden war. Man hatte den Verbindungsweg vom alten zum neuen Friedhof ausgerechnet über Charlotte von Steins Grab gelegt und ihren Grabstein an eine andere Stelle versetzt.

Es bedurfte endloser Verhandlungen mit Friedhofverwaltung und Behörden, um deren Bereitschaft zur Zustimmung zu erlangen, den ursprünglichen Zustand des Grabes wieder herzustellen. Endlich wurde sie unter der Bedingung erteilt, daß die noch lebenden Angehörigen der Familie von Stein, die zuvor die Verlegung des Grabsteines ohne jedes Bedenken gutgeheißen hatten, ihre Einwilligung gäben und der Friedhofverwaltung keinerlei Unkosten erwachsen würden. Die Bedingungen wurden angenommen, schienen sie uns doch leicht erfüllbar. Aber es ergaben sich plötzlich ganz unvorhergesehene Schwierigkeiten.

Ich suchte die in Weimar noch lebenden Angehörigen, eine Familie von B., auf, traf Mutter und Tochter: Typen des beschränkten, überheblichen, deutschen Kleinadels; unnahbar, steif, unwissend, unbelehrbar. Ich versuchte mit aller mir zur Verfügung stehenden Beredsamkeit den zwei Frauen klar zu machen, um was es sich hier eigentlich handle; sie begriffen meine Empörung gar nicht. Ich sprach ihnen davon, was Frau von Stein Goethe, was sie uns Frauen bedeute, daß der jetzige Zustand ihrer Grabstätte schon mehr eine deutsche Kulturschande sei. Vergeblich, an diesen Leuten glitt alles ab, sie erklärten mir wörtlich: Diese ganze Goethe-Stein-Angelegenheit hätte ihnen, den Nachkommen, nachgerade genug Verdruß und Aerger gegeben, sie wollten von der leidigen Sache nichts mehr hören. Hier hätten sie zu bestimmen, Grab und Grabstein blieben, wo sie heute wären.

Die Lage war für mich wenig behaglich, trotzdem überwand ich meinen Unmut und setzte die Verhandlung fort, brachte weitere Gründe vor. Plötzlich öffnete sich die Tür und Herr v. B. trat ein; er hörte interessiert zu, sprach wenig, machte seinen Damen keine direkte Opposition und diese beharrten bei ihrer Ablehnung. Schließlich — ich sah in dem Augenblick keinen Ausweg — gebot mir der Anstand, zu gehen. Herr von B. geleitete mich hinaus. Sich freundlich verabschiedend, gab er mir die Adresse seines Bureaus und fügte hinzu: „Ich erwarte Sie morgen zwischen 10 und 12 Uhr, hoffe bestimmt, Ihnen behilflich sein zu können."

Dieses Entgegenkommen kam mir gänzlich unverhofft, freudig atmete ich auf und fand mich am nächsten Tage in seinem Bureau ein. Er erklärte mir, daß er unser Vorhaben freudig begrüße und daß er uns trotz des starken Widerstandes von Frau und Tochter — welchen als letzte der Stein'schen Erben die Bestimmung überlassen blieb — die Einwilligung verschaffen würde, falls ich ihm das Versprechen gäbe, daß nicht weiter bekannt würde, daß die Idee und Beschaffung des Geldes aus Frauenbewegungskreisen stamme, daß wir uns verpflichteten, auf jede weitere Erörterung in der Presse zu verzichten und daß wir am Tage der Fertigstellung keine frauenrechtlerischen Reden hielten, noch anwesend wären. Unnötig zu betonen, daß der Gedanke, die Wiederherstellung des Grabes für „frauenrechtlerische Propaganda" auszunutzen, für uns gar nicht in Frage gekommen war.

Hatte uns das merkwürdige Verhalten von Mutter und Tochter wie aus einer anderen uns vorsintflutartig scheinenden Welt berührt, so fanden wir diese Zustimmung nicht nur merkwürdig, sondern direkt unmoralisch.

Und dennoch, sollte das begonnene Unternehmen zu erfolgreichem Ende geführt werden und darauf kam es uns ausschließlich an, dann blieb uns keine Wahl, man mußte die Bedingungen annehmen und so geschah es.

Von zwei weiteren Nachkommen, zwei Brüdern Stein, erhielten wir ohne jede Schwierigkeit die Einwilligung zu unserm Vorhaben, bei dem man uns, abgesehen von der Geldbeschaffung, jeder weiteren Mitwirkung beraubt hatte. Die Wiederherstellung des Grabes an der Stelle, wo es und wie es ursprünglich 1827 war, fand statt. Der Weg, der den alten mit dem neuen Friedhof verband, und den man bar jeder Pietät über das Grab geführt hatte, wurde verlegt.

Was wir leider nicht verhindern konnten, war, daß man außerdem ein nach unserm Geschmack als Zuckerbäcker-Denkmal zu bezeichnendes hinzufügte. Es trägt ein Relief von Charlotte von Stein und die Inschrift: „Charlotte von Stein, * 1742 † 1827. Gewidmet von der Goethegesellschaft". (!)

Feierliche Uebergabe erfolgte. Viele hatten das Gefühl, als sei eine dem Andenken von Charlotte von Stein und Goethe begangene Schuld gesühnt worden.

Die Urheber dieser Wiedergutmachung einer schweren Pietätsschuld am Goethe-Weimar wurden nicht bekannt. Sie freuten sich im Stillen ihres Erfolges, weil sie ihr Ziel trotz der großen Hindernisse erreicht hatten; sie gewannen tiefen Einblick in die Beschränktheit, Zurückgebliebenheit und muffige Engigkeit jenes Weimar, dem einst der Geist Charlotte von Steins, Corona Schröters, Caroline von Wolzogens, der Herzogin Amalie usw. geleuchtet hatte.

H.

Interessiert Sie das?

Ueber die Ausbreitung der

Genossenschaftsbewegung

in der Welt erfahren wir:

In 57 Staaten bestehen total
681,767 Genossenschaften.
Sie umfassen
147,533,194 Mitglieder.
Die Zahl der europäischen Genossenschaften (ohne Sowjetrußland) beträgt
227,791 mit
41,079,270 Mitgliedern.

(Aus dem Internat. Jahrbuch für Sozialpolitik 1935/36.)

Ein Appell an die Frauen

Die Präsidentin des Weltbundes für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Frauenarbeit*, Mrs. **Corbett Ashby**, London, hat folgenden Aufruf an ihre Mitarbeiterinnen in aller Welt gerichtet:

Seit seiner Gründung 1904 hat der Verband für Gleichstellung der Geschlechter gearbeitet, mit Ausnahme der Jahre des Weltkrieges, 1914 bis 1918, während der wir unsere ganze politische Tätigkeit beiseite ließen, um uns von ganzem Herzen den speziellen Aufgaben zuzuwenden, welche damals von uns benötigt wurden.

Seit 1923 haben wir unsere ganze Arbeit auf den gemeinsamen Boden von Frauenfragen und Frieden gestellt, weil wir glauben, daß der Frieden allein die Bedingungen für das Glück und Gedeihen der Menschheit schafft.

Wird uns der Winter 1936 die gleiche Krise wie 1914 bringen? Die mittelalterliche Wildheit, die in Abessinien, Palästina, in Spanien herrscht, wo die Gefängnisse wiederhallen von den Schreien gemarterter Männer und Frauen, die nicht für Verbrechen, sondern um ihrer Ueberzeugung willen leiden, dieser Rückkehr zur Barbarei, wird sie uns Frauen zwingen, wiederum vorübergehend unsere feministischen Aufgaben zur Seite zu legen? Ich denke nicht.

Feminismus ist Glaube derer, die bauen auf individuelle Freiheit und auf Verantwortlichkeit jedes Einzelnen. Dies hochzuhalten ist fraulische Art: die großen Grundsätze der Gedanken- und Redefreiheit, der Disziplin und der freiwilligen Einordnung, der Loyalität gegenüber der Gemeinschaft, der Gleichheit und der gegenseitigen Hilfe. Diese Grundsätze haben im letzten Jahrhundert die mittelalterliche Weltanschauung verwandelt in eine moderne, deren Auswirkungen die erstaunlichsten, vorher nie gekannten Fortschritte brachten in Wissenschaft, Hygiene und höherer Lebensgestaltung. Aber weil der Ausbau unserer geistigen Welt nicht Schritt hielt mit dem der materiellen Mächte, sind heute unsere modernen Erfindungen belastet und begleitet von Tortur, Elend, Tyrannei, Tod, statt daß sie uns Glück, Gesundheit, Reichtum und Freiheit brächten.

Unsere Frauenbewegung muß in vorderster Linie stehen mit denen, die verhindern wollen, daß die Welt unter den Einfluß des Despotismus zurückfalle.

Indem wir einstehen für die Anerkennung unserer Rechte als menschliche Wesen, kämpfen wir den gleichen Kampf wie jeder von denen, der leidet um seiner Rasse, seines Glaubens, seiner Klasse oder seiner Ueberzeugung willen. Und wenn die Männer ungeduldig ihre errungenen Freiheiten abschütteln, weil sie sie nicht mit Weisheit für das Wohl aller Menschen ohne Unterschied der Nationalität, des Geschlechtes, zu gebrauchen wissen, so sind die Frauen — auch dort, wo sie politische Rechte noch nicht erreichten — zu nahe all diesen Kämpfen, um den Wert dieses kostbaren Gutes zu unterschätzen.

Arbeiten wir daher mutig während des Winters, unsere Botschaft weiter zu verbreiten. Sie ist nicht dem Frieden entgegengestellt: im Gegenteil. Denn die Gleichstellung, die wir verlangen für uns selbst, soll gleichermaßen für alle gelten. Jeder, ohne Unterschied der Rasse, der Farbe, des Glaubens oder der Nationalität, soll seinen Anteil erhalten an Wohlstand, Entwicklungsmöglichkeit und Erziehung. Der Friede kann nur gegründet sein auf einer Organisation der Menschheit, in einer großen Gemeinschaft, in der kein Raum ist für nationale Ueberheblichkeit.

Unser großer Feind ist unser Mangel an Glaube vor diesem erdrückenden Despotismus. Es gilt, unsere Ueberzeugung der andern Ueberzeugung gegenüberzustellen: Die Disziplin gegen die Despotie, die gegenseitige Hilfe gegen den Militarismus, die Abhilfemittel gegen das Elend, die Liebe gegen den Haß. —

* Der Vorstand des Weltbundes wird im kommenden Frühjahr eine Studientagung in Zürich abhalten, deren Programm wir demnächst veröffentlichen werden. (Red.)

Frau und Politik

Frauen in politischen Parteien.

Bisher waren es in der Schweiz einzig die sozialdemokratische und die kommunistische Partei, welche Frauen in ihre Reihen als gleichwertige Mitglieder aufnahmen. Nun meldet man uns, daß Dr. Antoinette Quinche, Advokatin, Präsidentin des waadtländischen Frauenstimmrechtsverbandes, und Lucie Virteur, Mathematiklehrerin, mit denselben Rechten wie ihre männlichen Kollegen in den Vorstand der Lausanner radikal-demokratischen Partei berufen worden sind. — Wann wird es bei den andern bürgerlichen Parteien tagen?

In Brasilien

wurde Dr. Bertha Lutz, eine gebürtige Schweizerin, Präsidentin des Brasilianischen Frauenstimmrechtsverbandes, als Abgeordnete in das brasilianische Parlament gewählt. Mehrere Frauen sind in Brasilien als Bürgermeisterinnen und Gemeinderätinnen tätig.

In Dänemark

ist Dr. Ingeborg Hansen in den Senat und Frau van Lauridsen in das Landsting gewählt worden.

In Schweden

Im schwedischen Reichstag ist die Zahl der weiblichen Abgeordneten bei den letzten Wahlen von fünf auf zehn gestiegen: sechs Sozialdemokratinnen, eine Konservative, zwei von der Volkspartei und eine Kommunistin.

In Belgien

sind zu den bisherigen zwei Frauen weitere drei in das Parlament gewählt worden und zwar sind jetzt drei Frauen Mitglieder des Senates und zwei Mitglieder der Kammer. Im Senat sitzen Mme. Spaak, Sozialistin, Mlle. Maria Baers, Katholikin und Mlle Odile Maréchal, Frontistin. — Belgien zählt außerdem acht Frauen als Mitglieder von Provinzialräten, 185 Gemeinderätinnen, 16 Bürgermeisterinnen und 13 Geschworene.

F. S.

Streifzug ins Ausland

In den Niederlanden.

Eine holländische Mitarbeiterin schreibt uns:

Nun ist es 25 Jahre her, daß die erste Pfarrerin einen Ruf erhielt. Es war Frl. Annie Jernike, welche in der Mennonitischen Gemeinde in Bovenknijze (Provinz Friesland) ihr Amt verwaltete. Vier Jahre blieb sie dort, dann heiratete sie einen Maler und nach seinem Tode ist Frau Mankes-Jernike wieder seit mehr als 15 Jahren in Rotterdam angestellt. Im ganzen amtieren heute

22 Pfarrerinnen,

2 in evangelisch lutherischen Gemeinden, 11 bei den Remoiren und 9 bei der „Remonstrantische" Kirche (die früheren sogenannten Armenianer aus dem 16. Jahrhundert). Obwohl die niederländische reformierte Kirche — die größte Kirchengemeinschaft in den Niederlanden, welcher auch die Königin und die Kronprinzessin angehören — keine Pfarrerstellen von Frauen besetzen läßt, amtieren in mehr oder weniger privaten Gemeinden, z. B. im „Protestantischen Bund" noch 5 Frauen, welche die theologischen Examina gemacht haben und die der niederländisch reformierten Kirche als Mitglied angehören. Diese Kirche zählt zudem 2 Hilfspfarrerinnen, eine Möglichkeit, welche seit 1924 besteht, die Frau muß sich aber mit dem unten in der Kirche sich befindenden sogenannten Vorleserbänkchen zufrieden geben, denn die Kanzel darf sie nicht betreten. In der Beziehung ist man in Niederländisch-Indien weiter fortgeschritten: Soerabaia kennt in der reformierten Kirche eine Pfarrerin-Evangelistin. Die Pfarrerinnen sind im „Kreis der weiblichen Pfarrer" organisiert, welcher 42 Mitglieder zählt, die obengenannte Pionierin ist Schriftführerin dieser Gesellschaft.

Im allgemeinen sieht es zurzeit nicht sehr erfreulich, weder für die Akademikerinnen noch für die andern berufstätigen Frauen, aus. Der Widerstand, namentlich gegen die Frauenarbeit, hat aber einen Teil der jungen, jetzt erwachsenen Generation wach gerufen. Das sogenannte „Jüngere Arbeitskomitee" ist sehr rührig und hat für Januar einen Veteranentag in Utrecht geplant, wo den noch lebenden ersten Frauenrechtlerinnen eine Art Ehrenempfang bereitet werden soll und wo einige von ihnen Ansprachen halten werden.

---

jahrszeit hinter sich. Ein wochenlanger Anstieg war am heiligen Abend zum Stillstand gekommen. Nun hatte man auf der Hochebene der Festtage noch so hingetröstet und stand jetzt etwas verwöhnt, übernächtig und überfaßt vor dem Abstieg, in die gewohnte Niederung. Halb war man froh, wieder etwas zu tun zu kriegen, denn bald hätte man angefangen, vor lauter Feiern nach dem Sinn des Daseins zu fragen, halb graute einem vor dem werktäglichen Weckerrasseln um sieben oder schon um sechs und dem Hasten in den grauschwarzen Nebelmorgen hinaus. Die Grade der Sattheit und des Ueberdrusses waren verschieden in den Menschen meines Wagenabteils. Das junge Pärchen, das mit vollbepackten Geschenkneßen eingezogen war, sah nach dem reichen Fischzug des letzten Feiertages keinen Grund, nicht resolut und zielsicher wieder die Geschäfte des Alltags aufzunehmen. Daß die Beiden unbedenklich ihre Köpfe an die grauen Fenstergardinen zu einem kurzen Vorschlafe legten, war gewiß ihrem Programm von Zeiterfahren und Vorwärtsstreben angepaßt. Das ältere Paar, das einen ungefügten Handkoffer auer über die Bank gestellt hatte, befand sich noch im Zustand der Ueberhitzung, wobl nach einem hastig zu Ende gebrachten Mahl der guten Reste, und die rotbackige, breite Frau brachte flußweise die Erinnerungsreflexe des eben verflossenen Abends hervor, während der Mann, noch verdrossen von der Hetze, das taube Ohr machte. Neben ihm suchte eine Mutter vergebens, zwei feiertagsmüde Schulkinder zu bändigen, die mit langausgestreckten Beinen ein schläfriges Stoß- und Puffspiel trieben.

An einer Station nahe der Stadt trat ein junger Mann ein und hielt einer kleinen Frau die Tür offen. Sie trug ein helles Bündel im Arm; als sie sich setzte, nahm sie es auf den Schoß, und aus dem weißen Wollzeug sah ein Kindergesicht. Das Bübchen lag ihr steff im Arm, schräg aufrecht, wie sie es genommen hatte, mit gestreckten Beinen unter dem Mäntelchen hervor, nichts krampfte sich an ihm; der Kopf unter der hohen Trodbelmütze war den Mitfahrenden zugerichtet. Der Kleine mochte ein halbes Jahr alt sein. Das Gesichtchen war fein ausgebildet, von glatter Haut und gesunder Rötung; aber als Besonderes standen in ihm zwei große, dunkelblaue Augen mit einem Blick von vollkommener Ruhe. Nichts trübte sein Beschauen. Langsam wanderte er, hing sich an, betrachtete und wanderte weiter in ernster, wunschloser Klarheit. In was für einem Meer der Stille ruhte das junge Bewußtsein, das aufnahm ohne Freude und Schmerz mit einer hellen Innigkeit und in völligem Gleichgewicht? Das Mütterchen streichelte dem Kleinen die Wangen, die Händchen, zog ihm Mantel und Mütze zurecht; nichts drang an seine Stille.

Die Reisenden hatten das Kindchen bemerkt. Die junge Schläfrige tippte mit der Fußspitze an den Schuh ihres Gefährten und wies aus der grauen Gardine heraus mit dem Kinn nach dem Bübchen. Jetzt gingen die zwei Augenpaare wie magnetisch angezogen mit denen des Kindes. Als es ins Licht sah, drehten auch sie die Augäpfel nach oben. Die breite, rotbackige Frau hatte gleich den Kopf gestreckt, als das Kleine hereingetragen wurde. Sie brach mitten im Satz ihren rückläufigen Gedankengang ab und zeigte so eifrig mit dem Finger über die Schulter des brummigen Gatten, daß er sich schwerfällig umwandte und ein allgemein beifälliges: „Aha!" von sich gab. Die Schulkinder waren als Zuschauer auf ihre Bank gekniet und guckten über die Lehne. „Mutter, warum zwinkert er nicht? Sag Mutter, lernt er das erst später?", fragte der Junge. Das kleinere, das Mädchen, rief plötzlich laut: „Er hat Aeuglein wie das Weihnachtskind!" Alles sah sich nach dem Mädchen um, und es hoch beschämt hinter seine Bankkehne und an den Arm der Mutter. Wir schienen aus Fremden eine Gesellschaft geworden zu sein, die sich zuschmunzelte und Blicke kreuzte und einen Mittelpunkt besaß an den Augen des kleinen, sprachlosen Träumers.

Und mir war unversehens eine Frage beantwortet, die ich mir oft gestellt hatte: warum die Menschen entzückt sind und Uebermäßiges zu erwarten scheinen von den kleinen Wesen, die in zwanzig, dreißig oder vierzig Jahren bestimmt nicht weniger gewöhnlich eitel, albern oder streberisch sein werden als wir? Und warum sie diese Aussicht nicht eher traurig als freudig stimmt? Ich wußte nun, daß die Frage falsch gestellt war, und daß wir beim Anblick der Unberührten unsere Freude nicht auf die fragliche Zukunft stellen, sondern unbewußt auf den gewissen Ursprung, von dem noch ein Erinnern lebt im reinen Blick des kleinen Fremdlings auf dieser Welt.

Erinnerung an Rainer Maria Rilke aus dem Jahre 1916

Zu seinem Todestag am 29. Dez. 1926

Von Regina Ullmann.

Neben mir liegt eine Elegie Rainer Maria Rilkes „Abgeschrieben aus dem Taschenbuch für Regina, nach der ersten Rückkehr aus Burghausen, (am 1. Dezember 1916)." Wie ein Erinnerungszeichen zwischen den uralten Lettern dieses Stadtbildes. Durch sie hindurch lese ich. Und ein Brief liegt daneben, aus dem mich die wohlbekannten Schriftzüge Rainer Maria Rilkes ansehen und die mir aus Château de Muzot berichten: „Mein alter Turm bewährt sich, oft erscheint er mir, seiner Art und Natur nach, als die Verwirklichung jener Verhältnisse, die wir einmal in Burghausen für mich zu schaffen versucht haben."

Da ist es denn natürlich, daß ich mir den Turm in Burghausen, den ich Jahre hindurch bewohnte und der Rainer Maria Rilke so beeindruckte, jenem anderen: Château de Muzot genannt, welchen ich Dank der unvergleichlichen Gastfreundschaft seines Eigentümers viele Monate, vom Mai bis in den Herbst hinein bewohnen durfte, in Erinnerung gegenüberstelle. So etwa, wie man Geschwister, von denen man sagt, daß sie sich ähnlich seien, miteinander vergleicht.

Château de Muzot ist bereits ein Teil des erlauchten Dichternamens und seines verehrungswürdigen Gastfreundes geworden und es hierorts dem Leser zu schildern, scheint mir ihn unnötig verweilen heißen. Aber von jenem andern Turm um den herum einstmals gehegter Weinbau da und dort im Vorhandensein wohlangelegter, tiefer Kellereien, ferner in alten Küfereien sich noch kund tut, oder in Weinstöcken, deren blaue Trauben nur noch als Hausschmuck gewürdigt sind, von ihm möchte ich erzählen. Und zunächst voranschicken, daß es sich um einen solchen vielhundertjährigen Bau, dessen Garten von einer Mauer umfriedet ist so recht wörtlich umfriedet ist, (denn mit dem Pförtchen schließt sich auch hinter uns die Welt), daß es sich da eigener, in sich geborgener lebt, als in dem ausgelügeltsten Landhause, das sich ein Gegenwarts-

In Amsterdam ist das Internationale Archiv für die Frauenbewegung eröffnet worden, wo man hofft, in zukünftigen Jahren immer mehr von allem Material zusammen zu bringen, das für das Studium der Frauenbewegung wichtig sein kann. W. W. F.-D.

Eva, wo bist du? *

Von Henriette Visser-'t Hooft.

(Uebersetzt aus dem Französischen von Gerty Pestalozzi.)

II.

Nun stellt sich die Frage ganz von selbst: wie soll der Christ dieses ganze Problem auffassen?

Könnte man nicht eine Zusammenfassung wagen? Durch den christlichen Glauben arbeitet Gott an einer Entwicklung für den Mann und für die Frau und wir müssen uns bemühen, ihn weder zu hindern, noch zu übereilen, durch Unbewußtheit und Gleichgültigkeit.

In einem Gespräch mit Karl Barth über dieses Thema — welcher glaubt, die paulinische Linie halten zu müssen: Gott — Christus — Mann — Weib, der Erste immer der Herr des folgenden, und welcher darin eine Ordnung sieht, gegeben durch die Tatsache der Offenbarung — sagte ich ihm, daß ich immer weniger verstehe, wie der Christ, selbst der gläubigste, diese Linie annehmen kann. Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er ernst: „Aber verstehen Sie denn nicht, daß das für uns Männer eine schwere Last bedeutet?"

Ich war wirklich tief betroffen, denn ist es nicht das erste Mal in der Kirchengeschichte, daß ein Christ, ein Mann in dieser Weise seine tragische Situation bezeugt? Aber ein wenig später dachte ich: Nein, nein, nein, das ist nicht möglich! Gott, der die Menschen kennt, so gut kennt, daß er, um sie zu retten, es als nötig erachtet hat, ihnen seinen einzigen Sohn zu opfern, wie kann er durch diesen der einen Hälfte der Menschheit eine schwere Last auferlegen, von welcher zum großen Teil das Heil der anderen Hälfte abhängen würde?

Jesus Christus hat alle unsere Lasten getragen und hat sie überwunden am Kreuz. Und Gott wird wissen, daß die großen Inquisitoren dieser Erde sich seiner Befehle bemächtigen und indem sie sie den Gesetzen dieser Welt anpassen, werden sie mit Leichtigkeit verkleinert zu einer Ordnung der männlichen Schöpfung.

Oder wenn man, wie Barth meint, diese Linie annehmen zu müssen meint, sehe ich nur eine Alternative:

Entweder handelt es sich um eine Anweisung, welche sich nicht selber erklärt, welche man ohne weiteres anzunehmen hat wie ein Mysterium im Sinn von Eph. 5.32, wo Paulus sagt: „Dieses Geheimnis ist groß. Ich spreche aber von Christus und der Gemeinde".

Oder man gibt dieser Offenbarung einen Inhalt für das wirkliche Leben und dann befindet sich der Mann in der Tat vor einer schweren Last hinsichtlich der Frau, eine Last, die seine Haltung ihr gegenüber von Grund auf verändern muß. Er ist das Haupt der Frau, so wie Christus sein, des Mannes Haupt ist. Totale Aufopferung, absolute Selbsthingabe, tiefes Interesse für alles, was das geistige Leben der Frau betrifft, das wird dann zur Grundlage dieser Haltung. Ich stelle mir das vor wie die Beziehungen des Missionars zum Eingeborenen. Der Missionar bemüht sich, diese Welt zu durchforschen, diese fremde Sprache zu lernen. Er studiert die Natur dieses Volkes, um die ihm eigentümlichen Formen zu finden, mittels deren er ihm die Wahrheit seines Glaubens nahebringen kann. Kurz, er sucht fortwährend Anknüpfungspunkte und ohne der Wahrheit Gewalt anzutun, vermeidet er, das Begriffsvermögen des ihm anvertrauten Menschen zu vergewaltigen. Schwere Last, in der Tat.

Andererseits ist der Eingeborene durch seine Situation und seine verschiedenartige Psychologie eine fortwährende Herausforderung an den Komplex der Ueberlegenheit des Missionars, an sein unwillkürliches Regiment und an seine geistige Sklerose.

Wahrlich, je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr scheint einem, daß es eine weise Pädagogik von Gott gewesen wäre, aus dem Mann das Haupt der Frau zu machen. Aber dann soll es auch ein wirkliches Haupt sein, in ganzer Demut vor Gott und dann soll er sein Leben für diese Aufgabe einsetzen.

Sobiel ich weiß, hat sich die Kirche weder zur einen noch zur andern Auffassung bekannt, im Gegenteil, sie ist ziemlich unbestimmt geblieben, in ihrer Interpretation einer weittragenden Offenbarung. Und als die Welt sich ihrer bemächtigte, um daraus ein menschliches Vorrecht zu machen, hat sie nichts getan, um zu protestieren, sie hat sich bemüht, die Augen zu schließen und hat so die reinste Willkür und allen undenklichen Mißbrauch unterstützt.

Sogar heute findet man wenig Christen, die sich für das Problem der Frau interessieren. Im allgemeinen verweist man es an die letzte Stelle zu Gunsten all der sozialen, politischen und humanitären Probleme. Das ist ein Irrtum. In dem Augenblick, als der Bruch zwischen Gott und dem Menschen geschah, geschah auch jener zwischen Eva und Adam und alles Uebel mit seinen vielfachen Problemen kam nach diesem doppelten Bruch.

Ist das Problem des Mannes denkbar, nicht in Beziehung zur Arbeitslosigkeit oder zu andern Dingen, sondern als Problem an sich, als „Fragwürdigkeit" der Frau gegenüber? Ist es das, was Gott wollte, als er die Frau schuf? Nein. Er wollte, daß sie für den Mann eine Hilfe sei, ihm gegenüber, d. h. eine Kraft und keine Fragwürdigkeit. Um wirkliche Hilfe zu bekommen, wendet man sich eher dem zu, was stark ist, als dem, was schwach ist (außer in gewissen Fällen, wo Schwäche Kraft bedeutet), zum kraftvollen gegenüberliegenden Pol, damit die zwei Pole das menschliche Wesen im Gleichgewicht halten.

Durch dieses Gleichgewicht wollte Gott dem Menschen seine Freiheit sichern, das will heißen: den freien Austausch zwischen ihm und dem Menschen, die Vorbedingung aller lebendigen Kultur auf Erden. Aber das ists gerade, was der Mann nicht will. Er will weder diese Freiheit, noch jenes Gleichgewicht und darum auch nicht die Hilfe der Frau. Nirgends habe ich eine bessere Formulierung dieses Gedankens gefunden, als bei der katholischen Dichterin und Schriftstellerin Gertrud von Le Fort. Sie glaubt, daß Gott unwiderruflich nur schuf durch die beiden Dimensionen des Seins, deren Inkarnation der Mann und die Frau sind, und sie sagt: „In der Mitwirkung der Frau als sponsa seines Geistes erlebt der Mann sein eigenes Schöpfertum als bloße Mitwirkung am Werke des allein schaffenden Gottes". Sie schließt: „Der schöpferische Mann, der Gott nicht mehr die Ehre gibt, verkündigt eben sich selbst, er muß dann mit dem Religiösen zugleich praktisch auch das Weibliche in der Kulturlinie ausschalten. Im alleinigen Kulturanspruch des Mannes bricht sowohl nach der immanenten wie nach der transzendenten Linie hin die Totalität des Seins auseinander." In andern Worten: der Mann will die richtige Polarität mit der Frau vermeiden, weil sein Instinkt als revoltierendes Geschöpf ihn warnt, daß er diese erst begründen kann, nachdem er seine richtige Polarität mit Gott gefunden hat. Der Mann kann Allein-Schöpfer nur sein in seiner Unipolarität. Und die Frau muß sie annehmen als gottgewollte Autorität. Deshalb schreibt der Mann der Frau die Natur ihrer Weiblichkeit vor und die Grenzen, welche sie zu beobachten hat. Und deshalb erschrickt er, wenn sie sie überschreitet ohne seine Erlaubnis und wenn der andere Existenzpol sich durch sie hindurch Geltung verschafft. Aber indem er sich in freiem Aufschwung seinem eigenen Pol hingibt, wird der Mann nicht Meister, wie er erwartet, sondern Sklave. Im gegebenen Augenblick hat er ihn nicht mehr in seiner Kontrolle und wird alsbald zum Opfer aller Dämonen, die sich seiner bemächtigen.

Man hat das Recht zu fragen: darf eine Frau so den männlichen Geist beschuldigen? Ist es nicht vielleicht sie, welche das Unheil angerichtet hat und welche auf alle Fälle ebenso verantwortlich ist für das Böse in der Welt wie der Mann? Einverstanden. Die merkwürdige Lage der Frau gibt ihr keinerlei Recht, günstiger beurteilt zu werden als der Mann. Jedes Mal, wenn die Frau versucht ist, dem Ressentiment oder dem Groll nachzugeben, soll sie sich nur fragen: Wessen ist der Fehler? Uebrigens eine weibliche Unipolarität — wenn sie möglich ist — wäre eine ebenso ungeheuerliche Perversität, wie die männliche Unipolarität, welche wir kennen.

Die Frau hat gesündigt gegen Gott und gegen den Mann, indem sie die Ueberlegenheit des letzteren anerkannte und so ihre eigene Lebensaufgabe verneinte. So hat sie einen Fluch auf sich geladen: „Und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein und er soll dein Herr sein." Der Mann will nicht den ganz Anderen, er will den männlichen Ewigen Gott. Aber auch die Frau will den männlichen Ewigen Gott. Der Mann muß sich zu Gott bekehren und nachher zur Frau, während die Frau sich zu Gott bekehren muß und nachher zu sich selbst. Man gibt sich im allgemeinen nicht darüber Rechenschaft, bis zu welchem Grad dieser Fluch der Genesis ein Komplex geworden ist, in der Seele der ganzen Weiblichkeit. Hier liegt das Problem der Frau im christlichen Sinn, und man kann vielleicht hinzufügen, auch im göttlichen Sinn des Wortes.

Ein Komplex heilt nicht in wenigen Tagen und ein Komplex von dieser Ausdehnung heilt nicht in mehreren Jahrhunderten. Vor allem nicht in einer Welt, in der die Männer imstande sind, auf irgend einen Instinkt, eine Ethik, Gesetze, Institutionen aufzubauen und das Ganze zu krönen mit der Ueberschrift: Göttliche Schöpfungsordnung. Um solche Komplexe zu heilen, braucht es einen Heiland und um solche Gebilde zu entlarven, braucht es den Sohn Gottes selbst.

Es gibt eine Art von Christen, die nicht müde werden zu wiederholen: Zu was denn? Wir können die Welt und uns selbst nicht ändern. Wir können nichts tun aus uns selbst. Aber das ist kein Grund dafür, andern Drangsale aufzuerlegen, die man selbst keine Sekunde lang dulden würde. Diese Leute neigen auf gefährliche Weise zum Glauben an die Sünde, denn an die Sünde glauben heißt, sie unterhalten. Es ist besser, scheint mir, an die Vergebung der Sünden zu glauben und sie auch anzunehmen, d. h. sie in unserem Leben und in unseren Tagen zu verwirklichen. An diese, welche die Vergebung annehmen, wendet sich Jesus Christus, wenn er sagt: „Darum sollt Ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist". Dadurch ist uns eine Last auferlegt, eine schwere, aber ruhmvolle Last, weil eingegeben durch seine Verheißung, uns neu zu schaffen nach dem Bilde Gottes. Und von diesem Bilde ist uns im Alten Testament gesagt: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn und schuf sie einen Mann und ein Weib."

* Vergl. Nr. 52 vom 24. Dezember.

Eine Kolonisatorin großen Stiles

war Mère Javouhey, die von M. de Chabrol, dem Minister Louis-Philippe's für Marine und Kolonien, nach Guyana geschickt wurde, um an der Zivilisation dieser Kolonie zu arbeiten, die vorher Frankreich nur Enttäuschungen und Unglück gebracht hatte.

Mère Javouhey begann ihre Arbeit an der Küste Senegambiens, wo sie mit Hilfe der St. Josephs-Schwestern Schulen, Spitäler, Aufnahme- und Hilfsstationen gründete. In jenem gefährlichen Landstrich, an der Küste des Karaibischen Meeres, leitete und überwachte sie die verschiedensten Werkstätten und Arbeitsplätze der Zimmerleute, Schmiede, Säger, Schuster, Schreiner, und sie arbeitete selbst mit den Farmern und den Schwestern bei der Bepflanzung mit Reis, Mais und Bohnen. Sie führte die Zuckerrohr-Industrie ein: Zuckerraffinerie, um Zucker herzustellen und eine Brennerei für Rhum.

Daneben fand diese Frau, die die Kreolen trotz ihrer lässigen Gleichgültigkeit in ihr Herz geschlossen hatte, immer zu allem Zeit. Sie half den Kolonisten bei ihren eigenen Betrieben, sie sorgte für die Pflege der Leprakranken und half großzügig bei der Befreiung der Sklaven. Um diese Unglücklichen, die in jeder Art überlastet und gequält wurden, zu retten, war ihr keine Mühe zu viel und keine Gefahr zu groß, nicht die der tropischen Sonne, noch die der wilden Tiere. Sie ging bis zum Aeußersten, sie suchte die Plantagenbesitzer auf, ging zur Polizei, zur Verwaltung, selbst zum Gouverneur und sie ließ nicht nach, bis sie die Unglücklichen zurückgekauft hatte.

Wenn Louis-Philippe Mutter Javouhey ehren wollte, indem er sagte: „C'est un grand homme", so stellen wir gerne fest, so schreibt „La Française", wie sehr ihr geniales Wesen durch weibliche Züge geprägt war, durch tätige Güte und unerschöpfliches Mitleid.

Was sagt die Leserin?

Antwort an E. F. auf ihre an den Vorstand der Sektion Bern der IFFF gerichteten Fragen in Nr. 51 des „Schweizer Frauenblattes".

Sehr geehrte Frau,

Leider war es mir nicht möglich, Ihre uns gestellten Fragen im Vorstand unserer Sektion zu besprechen. Ich muß mich daher begnügen, Ihnen persönlich darauf zu antworten.

Da möchte ich vor allem meiner Verwunderung Ausdruck geben, daß Sie, geehrte Leserin, in der Frage des

Asylrechtes

und der Fürsorge der Flüchtlinge nur einen Standpunkt kennen, nämlich den: Bietet die Schweiz Fremden Asyl, so kann sie nichts mehr für ihre eigenen Leute tun, zum mindesten schädigt sie diese und entzieht ihnen Brot und Arbeit. — Ich meinerseits möchte Ihnen die Frage zum Ueberlegen stellen: „Ist es nicht denkbar, daß wir das Eine tun und das Andere nicht lassen?" Auf jeden Fall ließ sich unser Vorstand, wie er seine Bitte an den Bundesrat richtete, von diesem Gedanken leiten. Und ich glaube, daß viele andere Frauen aus allen Kreisen der Schweiz mit uns darin einig gehen. Ich erinnere Sie nur daran, wie viele Frauen allerorts sich der Emigrantenhilfe ebenso intensiv annahmen, wie der Winterhilfe für unsere eigenen Arbeitslosen oder der Hilfe für die notleidenden Bergbewohner. Sie tun dies aus Nächsten-, aus Menschenliebe, ohne im geringsten daran zu denken, ob diese einfach notwendige Hilfe Ariern oder Nichtariern, Hugenotten resp. Reformierten oder Katholiken, Schweizern oder Nichtschweizern zugute kommt. Für sie sind sie alle arme, notleidende Menschen — Brüder.

Nun möchte ich, so gut mir dies bei der Kürze des mir gewährten Raumes möglich ist, auf Ihre sehr präzis gestellten Fragen antworten. Daß diese Antwort nur sehr unvollständig ausfallen kann, ist klar, bin ich mir doch absolut der Schwere und Kompliziertheit der Probleme, die Sie aufrollen, bewußt, und überzeugt, daß eine allzu knappe Formulierung meiner Antwort allfällig neue Mißverständnisse hervorrufen kann.

Wir baten den Bundesrat um eine möglichst weitherzige Auslegung und Handhabung des Asylrechtes, nicht darum, daß er alle fremden Flüchtlinge oder auch nur einen Teil derselben in unser Land einlade, es ihnen als Heimstätte anbieten solle. Weitherzig (im Gegensatz zu engherzig) den Vorzug des Asylrechtes nicht nur jenen zugute kommen zu lassen, die dank ihrer materiellen Güter überall leben können, sondern auch denen, die um ihrer Ueberzeugungen oder ihrer Rassenzugehörigkeit willen aus ihrem Lande verjagt oder von allem entblößt, flüchten mußten; darum baten wir den Bundesrat. Engherzig schiene es uns, und unserer edlen schweizerischen Traditionen nicht würdig, wenn wir aus Selbstsucht, Kurzsichtigkeit oder Furcht vor mächtigen Nachbarn just jenen die Aufnahme verweigerten, die um echt schweizerische Ideale willen, als da sind: demokratisch freiheitliche Gesinnung, Einstehen für Frieden und Abrüstung, für Recht und Gerechtigkeit auch dem Kleinen und Schwachen gegenüber usw. verfolgt werden und bei uns Zuflucht suchen. Je und je hat die Schweiz solche Flüchtlinge bei sich aufgenommen, nicht nur zur Zeit des „Grand Refuge" von 1686, sondern auch im vorigen Jahrhundert, z. B. 1848. Internierten und hungernden fremden Kindern bot sie Aufnahme im Krieg von 1870 (Bourbaki-Armee) und während des großen Weltkrieges von 1914/18, und nachher, wo doch auch bei uns Knappheit in allem herrschte. Alle diese Taten der Nächstenliebe und der Opferbereitschaft haben der Schweiz zu ihrem guten Namen verholfen, dessen sie sich bis dahin im Völkerleben erfreute.

Zu Ihrer Annahme, daß in früheren Zeiten bei uns größerer Wohlstand, weniger Armut geherrscht habe, setze ich ein großes Fragezeichen. Ist es nicht so, daß es zu allen Zeiten Reichtum einerseits und Armut und Not anderseits auch bei uns gab? Hat es nicht früher an Stelle der heutzutage genau kontrollierten, eingeschriebenen und von Staates wegen unterstützten Arbeitslosen eine Menge Vaganten, Bettler und unbekannte und ungenannte Arme und Hungernde gegeben, deren Prozentsatz vielleicht im Verhältnis zu der damals niedrigen Einwohnerzahl ebenso groß war?

Auch jene Frage, „ob eine Mutter, die nicht genug Brot hat für ihre eigenen Kinder, das Recht hat, fremde Kinder zu Tisch zu bitten," möchte ich anders gestellt an Sie zurückgeben, nämlich: Glauben Sie wirklich, daß unsere Schweiz eine Mutter ist, die nicht genug Brot

---

mensch wünschen mag. Denn das Haus ist da zu einer Art Futteral um das Kostbarste, das wir besitzen, um die Seele, geworden. Alle Fugen schließen sich um sie und öffnen sich nur da, wo das Licht von ihr gesucht wird. Und so von der Welt auf das Sanfteste abgeschieden, befindet man sich hinter diesen Mauern wie in einer weltlichen Klausur. Das Gartengäßchen wird vom Wind und von Pfirsichblüten gekürzt. Wir aber, in müßiger Neugierde, den „Niemand" belächelnd, welcher da spielerisch sich mit unserer Gartenschelle betätigt, kehren wieder von den Fenstern armdicker Mauern in das Innere der Stuben zurück. Sind verliebt in die halbrunden, niedrigen Räume, die den Weitblick mit dem Verborgensein so trefflich verbinden, daß man sich immer wieder am Honig der Einsamkeit erlabt und zugleich aber auf zwei von einander gänzlich verschiedene Landschaften herniederschauen kann. Zuerst gegen das Pförtchen zu, von wo der metallene, schwingende Ton kam... Auf die stillste Straße, die man sich denken kann. Eine Gucke führt ihre Küken spazieren, „beherrscht" die Straße, denn da gibt es kein unvorhergesehenes Ereignis. Kommt doch je kaum ein Mensch des Weges. Die Sonne scheint durch das Smaragdgrün des Grases. So jung ist die Farbe und zart, als sollte sie helfen an der Frömmigkeit ihres eigenen Bildes mitzuwirken, wie in jenen Zeiten, da der Mensch noch von innen her sah, aus dem Halbdunkel seiner Seele, und ein Gräslein ihm nicht weniger war als die ganze Weltschöpfung.

Wie auf einem Kupferstich erlebt man das Niedersteigen der Mauern und begegnet dabei alle hundert Schritte einem runden Turm. Man sieht sich gleichsam selber in ihm, wie ein Belagerter, der wohlversehen ist mit allem, was not tut. Und ferne, wie ein Sonnengeschmeide, einen See, ja, die Landschaft weit hinter sich zurücklassend, das glorreiche Bild einer Wallfahrtskirche. Nach ihr verliert sich das Land. Ein Strahl wirft seinen Speer. Trifft in das Herz einer kleinen Stadt: „Burghausen!" Noch lächert's einen, durch die Finger des Laubes deutlichst den Hauptplatz zu erkennen. Einzelne Bürger, paarweise die Ehrwürdigen Brüder des Kapuzinerklösterchens, ienseits, selbst als Stadtbild säuberlich auf sich verwiesen, junge Mädchen in Begleitung der englischen Fräulein.

Hinter den Kulissen der Häuserreihen aber sieht man die Salzach, ungebändigt das Verweilende ihrer Umwelt gleichsam von sich abschüttelnd, eben noch eine Biegung vollendend.

Vieles bleibt ungesagt. Die Sprache der Dohlen ist die, die hier unter allen Vogelsprachen am deutlichsten gesprochen wird und am fühlbarsten zur Geltung kommt, die Sprache der turmnistenden Dohlen. „Da, da!", rufen sie sich zu, als seien wir nicht, wir, die ebenfalls in den Türmen nisten und „da" sind und der Glocke der Stadtpfarrkirche ins Gestühl blicken.

Bücher

Adalbert Stifters Briefe

Kennen wir Adalbert Stifter noch, oder kennen wir ihn noch nicht, den Langverkannten, den einzigartigen, schöpferischen Geist, der mit den Gipfeln seiner Kunst über die Niederungen der Zeit weit in die Zukunft weist.

Die Briefe dieses edlen Menschen und großen Dichters sind ein wahrhaftes Geschenk an uns, die wir in einer Zeit stürmischer Unruhe nach bleibenden Werten Ausschau halten. Denn um die bleibenden Werte für das Menschenherz und das Trachten und Streben der Menschen ist es Stifter zu tun, in diesem Sinne war er als Dichter, wie als Schulmann in Linz — der verständnisvolle, gütige Erzieher, der wie ein Pestalozzi uns immer noch viel zu sagen hat, wir haben den einen und den andern noch nicht „ausgelernt".

„Ich bin hier (in Linz) gefesselt, und die goldenen Körner der Stunden rinnen unaufhaltsam dahin und rollen nur in Staub und unfruchtbaren Sand." Diese Klage schließt uns Stifters Not auf: sein Lehramt — wie auch die schweren Lebensumstände — erlauben ihm nicht, sein ganzes großes und weites Denken in die Wirklichkeit der geschriebenen Manuskripte und gedruckten Bücher zu projizieren. Dies schon ist ihm ein großer Schmerz. Aber die Dichtung selbst immer wieder sein heiterer Trost allem Schweren gegenüber, von dem die tiefsten Schatten wohl seine unglückliche Liebe zeitlebens in sein Dasein wirft. Ergreifend die Briefe, die er an die Geliebte richtet, die er, nachdem die Verbindung mit ihr sich auflöst, „allein zur Braut seiner Ideen machen und sie fortleben will bis zu seinem Tod".

Mit der Dichtung überwindet er den „Zwiespalt zwischen dem irdisch-vergänglichen und dem göttlich-bleibenden Sinn des Lebens". Und von dieser Ueberwindung zeugt die strahlende Leuchtkraft und die künstlerische Gelöstheit seiner bauernd gültigen Schöpfungen: Bunte Steine, Nachsommer, Witiko. Stifter kennzeichnet sich selbst, wenn er vom „Nachsommer" sagt: „Dieses Werk hat eine Zukunft, weil es für das gegenwärtige Geschlecht zu tief ist und erst reifen muß; ich labe mich jetzt an dem Reinen, das in ihm ist." Man könnte Adalbert Stifter sehr zutreffend als den „Dichter des Reinen" charakterisieren. Von diesem Reinen, das er in seinen Gestalten und ihren Handlungen seinen Lesern darreicht — im Rahmen einer liebevoll erlauschten äußerern Natur — geht auch das Heitere, Humorvolle aus, das uns Stifter lieb macht. Er hat sich darin an den griechischen Klassikern und an Goethe geschult, und dies allein ist schon ein Versprechen an die Leser.

Sechs Bände seiner herrlichen Briefe hat Stifter hinterlassen. Die vorliegende Ausgabe ist nur ein Auszug daraus. Aber auch nach diesem gekürzten Maß ein Schatz an weisem Erkennen, ein Geschenk an alle, die mit dem Leben ringen. Sie ist eine Fundgrube aber auch für den werdenden und immerfort strebenden Künstler, besonders den Literaten. In Stifters Briefen an seinen Verlegerfreund Heckenast dürfen wir das Werden und Wachsen seiner Werke und die Nöte, die sie im bereiten, selber daran wachsend, mitverfolgen. Sie sind im Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen, erschienen.

Adolf Vögtlin: Herz und Scherz

Morgartenverlag A.-G. Zürich-Leipzig.

Adolf Vögtlin, der Senior unter den Schweizer Schriftstellern, zeigt in dem bunt und froh zusammengestellten Novellenband erneut seine reife Kunst als Erzähler. Unterhaltsam reihen sich in diesen Geschichten große und kleine Geschehnisse aneinander; das wirkliche Leben lacht und feuchtet aus ihnen. Neben Humor und Heiterkeit kommt die tiefe Besinnlichkeit zum Wort. In jeder dieser Erzählungen schöpft der Dichter aus dem Born der Lebensweisheit und der Lebensfreude. J. S.

für ihre eigenen Kinder hat? Ist es nicht vielmehr so, daß sie eine große Anzahl Kinder besitzt, die noch reichlich, überreichlich Brot haben, das sie den Geschwistern abgeben könnten, um die Mutter zu entlasten, ja mit dem auch fremde Kinder noch satt würden? Ich für meinen Teil bin davon überzeugt.

Aber angenommen, es sei, wie Sie glauben, unsere schweizerische Mutter habe kaum genug oder zu wenig Brot für ihre eigenen Kinder, haben Sie noch nie die Erfahrung gemacht (ich machte sie hundertfältig), daß gerade arme Mütter das weiteste Herz für die Not anderer Kinder haben und das Wenige, das sie besitzen, mit noch ärmeren Kinderk teilen? Und was so der Einzelne tut in Erfüllung der Gebote Gottes und Christus, müssen wir dies nicht auch als Volk tun? Wird nicht einzig das uns Segen bringen?

National und international denken und handeln können müssen wir Schweizer. Das war der Sinn eines sehr anregenden Vortrags, den Elisabeth Zellweger aus Basel kürzlich im Schoße des Stimmrechtsvereins Bern hielt. Gilt das nicht auch in der Frage des Asylrechtes und der Fürsorge für arme notleidende Flüchtlinge?

Marie Lanz, Präsidentin
der Sektion Bern der Intern. Frauenliga
für Frieden und Freiheit.

(Ein kurzer Auszug aus vielerlei Zuschriften zu dieser Frage folgt in der nächsten Nummer. Red.)

Aus der Fürsorge

Hilfe für Spaniens Kinder.

Die „Internationale Kinderhilfe" in Genf veranstaltet eine Hilfsaktion. Sie entsendet Fräulein Dr. Miette Pictet, eine Genfer Aerztin, die längere Zeit in den verschiedenen Kinderschutzorganisationen Frankreichs tätig war, nach Barcelona. Dr. Pictet ist mit der Organisation der Verteilung von Naturalien an Kinder der regierungstreuen Teile Spaniens, insbesondere an die zu Tausenden Evakuierten aus Madrid, die sich nun an der Mittelmeerküste aufhalten, betraut worden. Die für diese Aktion nötigen Mittel stammen zum großen Teil aus einer gemeinsamen Sammlung in England, die der „Save the Children Fund" und die Quäkerbewegung durchgeführt haben.

Eine ähnliche Aktion in den Teilen Spaniens, die von den Aufständischen besetzt sind, ist in Vorbereitung.

Der Tätigkeitsbericht für 1935/36 des **„Fürsorgedienst für Ausgewanderte"** liegt vor uns. Wir erhalten da Einblick in eine große, aufopfernde Arbeit, die in aller Stille getan wird, unbekannt der großen Menge und doch unendlich viel Segen stiftend, Wunden heilend, Tränen trocknend bei denen, die die Not unserer Zeit, moralische, politische und wirtschaftliche Not, betroffen hat. Der „Fürsorgedienst für Ausgewanderte" ist die schweizerische Zweigstelle des 1920 gegründeten „International Migration Service" und nahm seine Tätigkeit in der Schweiz 1930 auf. Der verfügbare Raum erlaubt uns nicht, im einzelnen auf die Tätigkeit dieser Institution einzugehen, der seit Dezember 1935 auch die Leitung des Genfer „Service de Renseignements pour les Réfugiés" anvertraut worden ist. Im Berichtsjahre wurden total 332 Fälle (Flüchtlingsfälle inbegriffen) behandelt, und zwar sagt uns die Berichterstatterin: „Handle es sich nun um die Vermittlung von Unterstützungen, um Vorbereitung von Anstaltsversorgungen, ... um die Beschaffung von Dokumenten, um die Verhütung etwaiger Heimschaffungen — für uns gilt es in erster Linie, jeden Fall nicht nur sorgfältig zu prüfen, sondern dann bei der Durchführung der erforderlichen Maßnahmen so weit behilflich zu sein, bis eine Sanierung herbeigeführt werden konnte."

Die finanziellen Mittel werden neben Subventionen von eidgenössischen und kantonalen Behörden hauptsächlich durch Mitgliederbeiträge, Legate und freiwillige Spenden aufgebracht, reichen jedoch nicht aus, um die Ausgaben zu decken, so daß das neue Geschäftsjahr mit einem Passivsaldo begonnen werden mußte.

Wer über das „Service de Renseignements pour les Réfugiés" näheres erfahren möchte, verlange von der Geschäftsstelle 58, route de Malagnou, Genf, den diesbezüglichen Spezialbericht für die Zeit vom 1. Dezember 1935 bis 30. Juni 1936.

Von Büchern

Haushaltungs- und Kassabuch.

In VIII. Auflage ist Winteler Haushaltungs- und Kassabuch (Verlag Peter Winteler, Lehrer, Fitzbach, Kt. Glarus) erschienen. Von zahlreichen Haushaltungslehrerinnen wird es für Hausfrauen wie auch für den Gebrauch an hauswirtschaftlichen Fortbildungsschulen gleichermaßen empfohlen. Das anspruchslose Heft, alles nötige enthaltend, ist eine Verbindung von Tagebuch und Wirtschaftsbuch und erlaubt der Hausfrau bei regelmäßiger Führung jederzeit einen Ueberblick über ihr Budget. Die Durchführung ist sehr einfach, die Kolonnen und ihre Anordnung für die verschiedensten Arten von Haushaltungen zur Anwendung geeignet.

Das Jugendrecht im Kanton Zürich.

(Herausgegeben von der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich.)

In diesem Werke erhalten wir ein wertvolles Handbuch über alle Fragen der Jugendwohlfahrtspflege im Kanton Zürich. Es wird besonders all denjenigen gute Dienste leisten, die in irgendeiner Form am Jugendwerk mitarbeiten: Sozialarbeitende, Vormundschaftsbehörden, Armenpflegen, Pfarrer, Schulbehörden etc. Dank seiner leicht verständlichen, klaren Darstellung ist der Inhalt dieses Buches aber auch dem Laien, der sich für Jugendrecht interessiert, zu empfehlen. Es sind in einfacher, übersichtlicher Weise alle rechtlichen Hilfsmöglichkeiten und deren Handhabung gezeigt; die Frage des Jugendrechts ist hineingestellt in den Zusammenhang mit den es berührenden Rechtsgebieten, wie Familienrecht, Personenrecht, Armenrecht. Sehr wertvoll ist der erläuternde Text zu den einzelnen Abschnitten und gesetzlichen Vorschriften.

Dies Buch, im Auftrag des Kanton. Jugendamtes von Dr. Emma Steiger vorbereitet, bietet eine umfassende Uebersicht über all das, was im Kanton Zürich an rechtlichen Möglichkeiten besteht; es zeigt die heutigen Grenzen der Gesetzgebung auf diesem Gebiete, es weist aber auch auf die Möglichkeiten zum Ausbau durch öffentliche und private Initiative hin. E. N.

Vom Wirken unserer Vereine

Vom Verband bernischer Landfrauenvereine.

Die Arbeit des heute schon in 75 Vereinen 4990 Mitglieder umfassenden Verbandes läßt sich in 4 Tätigkeitsgebiete scheiden: Die wirtschaftliche Produktenverwertung, die Pflege und Haltung ländlicher Art, das berufliche Bildungswesen und die Selbstversorgung.

Zur Förderung des Absatzes wird angestrebt, nur Qualitätsarbeit zu liefern. Es gelang dem Verband, den Landfrauen den Verkauf von 110 Waggon Gemüse zu je zehn Tonnen zu vermitteln. Kurse über die Einlagerung und Einwinterung von Vorräten und Gemüsen sollen die Landfrauen vor einem panikartigen Losschlagen der Produkte gleich nach der Ernte und damit vor dem Unterbieten der Preise bewahren.

Die Pflege und Haltung ländlicher Art ist hauptsächlich Vortragsarbeit, den Vereinspräsidentinnen wurde eine ganze Liste von entsprechenden Themen zugestellt, über die an ihren Vereinsveranstaltungen zu reden wäre. Die Verwendung von eigenem Holz, eigener Wolle und dem eigenen Flachs im Heim versuchte der Verband mit Erfolg in der Schaffung eines „Bauernstöckli" an der kantonalen landwirtschaftlichen Ausstellung in Zollikofen darzustellen. Auch der Trachtenfrage wird in diesem Zusammenhang die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt.

Interessantes bietet der Bericht über das berufliche Bildungswesen. Da die bäuerliche Haushaltführung nicht nur die Kenntnis des Haushaltes, sondern auch diejenige der Kleintierhaltung und der Feld- und Gartenarbeiten verlangt, ist im laufenden Jahre für die bäuerlichen Haushaltlehrtöchter erstmals ein Ergänzungskurs, ein 2½monatliche Nachlehre eingeführt worden. Ob sie sich bewährt und weiter geführt werden kann, muß sich erst noch erweisen. Besonderes Augenmerk wird auf die Ausbildung von Haushaltungslehrerinnen für landwirtschaftliche Haushaltungsschulen gerichtet.

Eines der wichtigsten Tätigkeitsgebiete des bernischen Landfrauenverbandes bildet die Propagierung der Selbstversorgung. Durch Aufklärung und Werbung für die Erzeugung von Eigenprodukten, durch Förderung des Gemüse- und Beerenobstbaues, Einführung neuzeitlicher rationeller Anpflanzungs-, Ernte- und Ueberwinterungsmethoden, Vermittlung von Beeren und Früchterezepten leistet der Verband den Landfrauen gerade hier sehr wertvolle Hilfe.

So ist es ein reiches und überaus dankbares Arbeitsfeld, das der bernische Landfrauenverein auch in diesem Jahr bearbeitete.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Schweiz. Verband der Akademikerinnen, Sektion Zürich: Monatsversammlung, 6. Januar, 20 Uhr, Lyzeumklub, Rämistraße 26: Vortrag von Frau Dr. phil. A. Kaestlin-Burjam: „Finnland als Träger westeuropäischer Kultur im hohen Norden." (Mit Lichtbildern.)

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22 608.
Wochenchronik Helene David St Gallen.

Schlaffe Haut
und müde Gesichtszüge verjüngt, belebt und erfrischt P 70951 Q
Masque facial Bahari 4.50
sofortiges, verblüffendes Resultat. In einschlägigen Geschäften. Wo nicht, portofrei durch Bahari, Dufourstraße 50, Basel (Abtlg. 10)

Dieses Zeichen bürgt für Schweizerware

Schweizerware kaufen, heisst Arbeit schaffen

Vom Guten das Beste!
Auf die Festtage empfehlen wir in Ia Qualität unsere
feinsten geräuchten Fleischwaren
eigener Schlachtung, mild gesalzen
Schüfeli, Hämmli, Rippli
Beinschinken, Rollschinken, Delikateß-Schinken
Frankfurter-Milchschinken, Lachsschinken
Saftschinken in Dosen 69-1
Ia Fleisch- und Wurstkonserven
Ia Dauerwurstwaren
Feinste Charcuterie
BELL

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen
MIGROS

Vorwärts!

Wieder ist ein für die Konsumenten wie für uns ereignisreiches Jahr abgelaufen.

Noch nie hat der Kampf so lebhaft getobt wie im Jahr 1936. In drei Kantonen wurden Anti-Migrosgesetze von Land und Stadt mit wuchtigem, ja niederschmetterndem Mehr verworfen. Gleichzeitig aber wurde der **Kampf für eine freiere Wirtschaft** mit scharfen Waffen ausgetragen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet.

Der Pulverdampf hat sich einigermaßen verzogen, die Situation erscheint heute klar. Das Volk will Freiheit und verurteilt die Reglementiererei und die Bindungen im sicheren Empfinden, daß diese unserer Volkswirtschaft und jedem Einzelnen nur Schaden bringen können.

Auf dem Weltmarkt ist **einwandfrei** festzustellen, daß alle Länder, die eine möglichst freie Wirtschaft haben — wie England, Amerika, Uebersee und die nordischen Länder — sich bester, teilweise einer eigentlichen Hoch-Konjunktur erfreuen.

Der Wille des eigenen Volkes und die eindeutige Lehre der Weltwirtschaft werden in Bern nicht länger überhört werden dürfen. Die Praxis der dringlichen Bundesbeschlüsse, die die Handels- und Gewerbefreiheit mißachten und die Verfassung verletzen, werden aufhören, die Vernunft wird obsiegen und wir werden zu verfassungsmäßigen Zuständen zurückkehren. Ein krankhaftes Beharren der Nutznießer der dringlichen Bundesbeschlüsse auf einem verfassungswidrigen System könnte nur eine starke Verstimmung der Konsumenten zur Folge haben, die sich letzten Endes in einer Meidung derjenigen Geschäftskreise äußern würde, die es wagen, weiter gegen die allgemeinen Konsumenten-Interessen aufzutreten. Diese Einsicht ist in politischen Kreisen verbreitet und man weiß dort endlich, daß es kein sichereres Mittel gibt um rasch abzuwirtschaften als konsequent dem Volkswillen und den Lehren der Weltwirtschaft zuwiderzuhandeln.

Es darf also festgestellt werden, daß der Kampf auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete ein fruchtbarer war, daß im abgelaufenen Jahr ein gewaltiger Schritt getan worden ist zur Befreiung der Wirtschaft von ihren Fesseln und in der Richtung eines vollständigen Anschlusses an die Weltwirtschaft.

Wohl das umwälzendste Ereignis in unserer Wirtschaft und insbesondere in Lebensmittel-Industrie und -Handel ist die Abwertung, mit deren Rückwirkungen auf die Preise des notwendigen Lebensunterhaltes. Unser Inserat vom Abwertungs-Montag war tollkühn. Sofort nach erfolgter Abwertung waren wir uns darüber klar, daß in erster Linie **wirkliche Beruhigung** geschaffen werden müsse. Ausgedehnte Käufe in ausländischen Waren gestatteten uns das Versprechen abzulegen, mit unseren Preisen im Durchschnitt monatelang nicht aufzuschlagen, ein Versprechen, das wir trotz großen Preisopfern und Verlusten — mehrere tausend Franken pro Tag — namentlich auf Fleischwaren, vorübergehend Eiern etc. innegehalten haben. Diese Haltung veranlaßte die andern Lebensmittelgeschäfte, unsere Vorschläge in Bern betreffend Zollermäßigungen zu unterstützen, und so wurde es möglich, das Preisniveau während Monaten nahezu unverändert zu halten und die Lage erträglich zu gestalten. Dabei rechneten wir damit, daß die Exportindustrie und der Fremdenverkehr die durch die Abwertung geschaffene günstige Lage auf dem Weltmarkt im Sinne vermehrten Exportes und erhöhten Touristenverkehrs durch Niedrighaltung der Preise werden ausnützen können. Diesen Erwartungen ist die Hotellerie entgegengekommen, währenddem die Exportindustrie hier u. E. großenteils versagt hat. Diese bedauerliche Tatsache schreiben wir nicht zuletzt dem völligen Fehlen von Richtlinien für die Exportpreispolitik seitens der Bundesbehörden zu. Der Arbeiter und der Bauer mußten mit Löhnen und Preisen stillehalten, der Exportunternehmer aber behielt seine volle Freiheit in der Preisgestaltung.

Dieser Zustand kann nicht andauern, sondern es muss entweder eine andere Export-Politik einsetzen oder aber ein gerechter Lohn- und Preisausgleich stattfinden, namentlich zu Gunsten der bedrücktesten Existenzen.

Unser Programm

wird sich gleich bleiben wie in den vergangenen elf Jahren. Mehr als je werden wir Pionier-Aktionen unternehmen und alle unsere Kraft aufwenden, um die andern Konkurrenzbetriebe zu zwingen, diese Aktionen mitzumachen, wie dies beim Süßmost, beim Joghurt, beim gesunden Brot, den Früchten und Gemüsen etc. der Fall war.

Das nächstliegende Problem wird sein, einen auch sozialen Ausgleich zu finden zwischen Großunternehmen und den Kleinbetrieben, wie wir ihn in unserem Samstagartikel vom 19. Dezember (Sofort zum Aufbau) skizzierten.

Durch praktische Vorstöße werden wir die politischen Initiativen zur Umstellung der Obstverwertung vom Brennen auf alkoholfreie Verwertung durchschlagend unterstützen können. Auf dem Gebiet der Milchwirtschaft muß eine Reform platzgreifen, bie dem Produzenten zugut kommt, ohne Preiserhöhung für den Konsumenten. Das gesunde Brot, das wir schon vor mehr als einem Jahr als erstes volksgesundheitliches Postulat vertraten, ist nun durch bundesrätliche Verordnung allgemein in den Vordergrund gekommen. Wir werden uns dafür einsetzen, daß diese Bestrebungen ein größeres Ausmaß annehmen und sich mit der Zeit zu einem tatsächlichen und durchschlagenden Fortschritt auf dem Gebiete der Volksernährung auswachsen. Hier werden wir in erster Linie durch die Qualität des dunklen Brotes wirken, so daß andere Betriebe ihren Nutzen darin suchen müssen, ein **wirklich gutes Brot** zu billigem Preis zu liefern.

Die Migros wird auch im Jahr 1937 ihren gesamten Nutzen, also die Verzinsung ihres Kapitals, allgemeinen Zwecken zuwenden.

Der wichtigste davon ist die Erneuerung des politischen Lebens. Wir sind zur Einsicht gelangt, daß nur eine grundsätzliche Umstellung in der Politik vermag, unsere Wirtschaft wieder rasch auf die Höhe zu bringen.

Es ist richtig, daß eine gesunde Politik auf dem Boden der Freizügigkeit die Vorbedingung ist zu einer prosperierenden, vorwärtsstrebenden Wirtschaft.

Die Förderung des Fremdenverkehrs (Hotel-Plan) bleibt nach wie vor Hauptpostulat der allgemeinen Bestrebungen. Jede Belebung auf diesem Gebiet kommt dem Gewerbe und dem Kleinhandel, aber auch der Landwirtschaft indirekt zu gut.

Wir sehen die Probleme klar vor uns und sind uns auch darüber klar, daß **die Interessen der Vielen über die Interessen der Wenigen siegen werden.** Die Chancen stehen, auf Jahre hinaus gerechnet, 90 zu 10. Diese Einsicht auch in maßgebenden Kreisen der Behörden zu verbreiten und die Problemlösung endlich durch vereinte Kräfte zu erreichen anstatt durch ewigen Kampf, das ist die Aufgabe, die im Jahr 1937 gelöst werden wird.

Die Abstimmungen in den Kantonen **Thurgau, St. Gallen und Zürich** haben uns neuen Mut gegeben, aber auch in erhöhtem Maße die Pflicht auferlegt, unentwegt und radikal den Weg zu gehen, den wir uns mit stillschweigender Zustimmung unserer Freunde vorgezeichnet haben.

Unser letztes Ziel ist es sogar, der Welt zu zeigen, was ein kleines demokratisches Land vermag, welche Kräfte es birgt und wie es sie weckt und zu einem mächtigen Gemeinschaftswillen und -Geschehen entfaltet.

Unsere schweizerische Wirtschaft ist wie ein großer Haushalt. Wir wollen trachten, ihn so zu führen, daß alles wohlbestellt und musterhaft ist, daß man wieder von der Schweiz als einem Pionierland spricht, wo mächtige Ideen sich entfalten, die der Nachahmung wert sind. Damit würden wir in schwerster Zeit allen freiheitlichen Ländern einen Dienst leisten und nachweisen, daß der Mensch in Freiheit sich im eigenen Land und in der Welt Achtung gebietend durchsetzen kann und daß ein solches Staatswesen den Vergleich mit dem planmäßig dirigierten nicht nur aushält, sondern siegreich besteht.

Wer hat uns dazu gebracht, über den eigenen Handel herauszuwachsen in allgemeine Konsumenten und Produzenten-Probleme hinein und auch darüber hinaus, in die der allgemeinen Wirtschaft und schließlich in die hohe Politik? Es waren **die Widerstände,** die uns zwangen, mit immer höher gestecktem Ziel zu beweisen, was gesunde Ideen und Freiheit auf allen Gebieten vermögen.

Alles, was wir auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete unterstützen werden, geht in der einen großen Richtung: **Das moderne Leben zu vermenschlichen,** in alles wieder menschliche Zusammenhänge zu bringen, das Unpersönliche, Unverantwortliche abzuwehren und überall Freude an einem neuen wirtschaftlichen und politischen Aufbau zu wecken.

Wenn auch die Zeit noch dunkel ist, namentlich die große Zahl der arbeitslosen Volksgenossen wie ein Alp auf jedem lasten muß, sehen wir doch mit Zuversicht ins neue Jahr und rufen unseren unbekannten und bekannten Freunden laut zu:

ein glückhaftes neues Jahr 1937!